

# BUCHBESPRECHUNGEN

## Menschsein und Christsein

*Bamberg, Corona: Was Menschsein kostet. Aus der Erfahrung frühchristlicher Mönche gedeutet. Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag 2001. 153 S., gekürzte und bearbeitete Neuauflage von 1971, DM 17,40.*

Ein Buch, das in den Siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts vor allem in Ordenskreisen große Beachtung fand, nach 30 Jahren neu aufzulegen, ist ein Wagnis. Um es vorweg zu sagen: Mir scheint es auch heute sehr lohnend, sich auf dieses äußerlich kleine, aber gehaltvolle Taschenbuch einzulassen.

Der Benediktinerin Corona Bamberg dient die Figur des (frühen) Mönches als überzeitliches Grundmuster für christliche Existenz generell. Den Mönch kennzeichnet nämlich folgendes: Er ist einer, der betroffen ist, der sich hat treffen lassen. Betroffensein – ein Wort, das man kaum noch benützen mag, so abgedroschen klingt es. Hier jedoch meint es nicht (mehr oder weniger) heftige Gefühle, sondern einen Einbruch, der bis zum Äußersten erschrecken läßt, der eine Zäsur im Leben setzt, die bleibt. Es ist der Stich, der durch das Herz geht (Apg 2,37) und der bedingungslose Umkehr und radikale Neuorientierung zur Folge haben muss. Betroffen ist einer, „dem der lebendige Gott widerfährt“ (11). Damit beginnt ein Weg, der viele Konsequenzen hat. Diese klingen in den Kapitelüberschriften an: Der betroffene – entsagende – hellhörige – angefochtene – unverdrossene – freundschaftliche – einfältige – himmlische Mensch.

Überraschend ist die scheinbare Unbekümmertheit, mit der die Autorin Begriffe einführt, die längst nicht mehr zum religiösen Sprachgebrauch gehören, beispielsweise wenn sie von „Entsagung“ spricht. Wie es dann aber gefasst wird, klingt sehr modern, nämlich „dass der Mensch nicht von seinen wissenschaftlichen Erkenntnissen und technischen Möglichkeiten Gebrauch macht, wenn unersetzliche Werte – ... – dadurch bedroht werden“ (33f). Freilich müssen Verzicht und Anstrengungen, um wirklich trag-

fähig zu werden, ihre Wurzel in der Gottsuche haben, und nicht bei rein säkularen Begründungen stehenbleiben. Entsagen heißt dann, „um einen Standort ringen, hier und heute ... ein Stück Welt hinübertragen über den Abgrund.“ (35). Es sind die frühen Mönche, die als Garanten dafür dienen, dass dieser Weg möglich ist. Entsagung führt zunächst dazu, dass Raum geschaffen wird für die Einübung in Schweigen und Hören, die Grundvoraussetzung monastischen Lebens. Im wirklichen Hören auf die Stimme Gottes bleibt es nicht aus, dass der Mensch in Frage gestellt wird und dass er jegliche Sicherheit verliert. Dann wird es darauf ankommen, immer wieder neu zu überprüfen, was der Ruf konkret bedeutet. Anfechtungen, welcher Art auch immer, hat sich der Mönch an seinem Ort, in der Zelle, zu stellen, und er kann nur bestehen, indem er sich an Christus hält. Diese Kämpfe werden letztendlich belohnt durch die Überwindung der Traurigkeit, durch Unverdrossenheit und fröhliche Einfalt. Denn „wer sich dem Letzten verschrieben hat, der weigert sich, das Vorletzte ernst zu nehmen, als wäre es das Letzte.“ (123) Sich dem Letzten verschreiben kann freilich nur der, der bereits vorab gerufen, getroffen, wurde, dem der Letzte sich zu erkennen gab. So wie der Hund, der den Hasen gesehen hat, dem Hasen nachläuft, bis er ihn erreicht hat. Die anderen Hunde laufen eine Weile mit, dann ermüden sie und bleiben schließlich zurück (so ein Altvaterwort, S.81). – Die Autorin zieht nicht explizit die Summe darüber, „was Menschsein kostet“. Wer sich auf diesen Weg einlässt, erfährt es selbst: Es kostet das ganze Leben.

Das Buch hat in der Tat etwas Zeitloses, das es gerade heute wieder lesenswert macht. Die Kürzungen wurden unaufdringlich vorgenommen und haben dem Werk insgesamt gutgetan. Nun hat es die Chance, wieder Leserinnen und Leser zu finden, die mit den hier geschilderten Erfahrungen aus dem frühen Mönchtum buchstäblich etwas „anfangen“ können. Gut ist, dass einschlägige zeit-

genössische Literatur im Text mit verarbeitet wurde. (Schade, dass sie im Literaturverzeichnis unerwähnt bleibt). Die Hinweise darauf, wie diese monastische Existenz in einem christlichen Leben „in der Welt“ lebbar ist, sind eher sparsam; da wäre etwas mehr an Aktualisierung wünschenswert gewesen. Es ist zu hoffen, dass diese Ergänzungen den Lesern und Leserinnen selbst gelingen.

Carmen Tatschmurat OSB

*Fischer, Balthasar: Frömmigkeit der Kirche. Gesammelte Studien zur christlichen Spiritualität.* Hrsg. von Albert Gerhards und Andreas Heinz (Hereditas. Studien zur Alten Kirchengeschichte. Hrsg. von Ernst Dassmann und Hermann-Josef Vogt; Bd. 17). Bonn: Borengässer Verlag 2000. 317 S., geb., DM 62,-.

Von Balthasar Fischer († am 27. Juni 2001), mit dessen Namen sich auf engste gegenwärtige Liturgiewissenschaft und Liturgiereform nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil verknüpfen, liegen bereits zwei Bände Gesammelte Studien (Psalmenfrömmigkeit; Osterfeier und christliche Initiation) vor. Dieser dritte Band, dessen Titel auf einen Wunsch des Verfassers selbst zurückgeht, versammelt ebenso gehaltvolle, sorgsam komponierte wie anregende und orientierende (vom Verfasser z.T. revidierte, leicht überarbeitete oder ergänzte) Beiträge aus mehr als vier Jahrzehnten zum Themenkomplex „Liturgie und Spiritualität“ bzw. „Gebet, Frömmigkeit und Seelsorge aus dem Quell der Liturgie“.

Der Bogen der Fragen ist weit gespannt: von der persönlichen Frömmigkeit im Kontext von Bibel und Liturgie über Christus als Mitte christlicher Spiritualität, über Spiritualität der Sakramente (bes. Eucharistie) und des Stundengebetes bis zur Predigt im Dienste christlicher Spiritualität und schließlich zu Aspekten einer Schöpfungsfrömmigkeit (bei F. Spee; Solidarität zwischen Mensch und Haustier). Auch die systematisch dichterem, erst recht aber die ausdrücklich praktisch orientierten Beiträge lassen neben dem historisch und theologisch argumentierenden Forscher und Wissenschaftler immer den Seelsorger und geistlichen Begleiter Fischer

spüren, dem es um das „Realisieren“ (im Sinne Newmans) mit Herz, Leib und Seele geht, um persönliche Aneignung und gemeinschaftliche Feier des Glaubens aus der Kraft christlicher Liturgie (samt deren jüdischen Wurzeln), um (Hilfen zur) Wiedergewinnung verlorener Dimensionen ebenso wie (Hilfen zur) Entdeckung neuer Möglichkeiten, den Glauben des „Volkes“ und der Seelsorger zu vertiefen und verlebendigen (in der Messe, im Stundengebet, im Familiengebet, im Stoßgebet usw.).

Fischer ist von enger Verzahnung der Geschichte des christlichen Gottesdienstes mit der Geschichte christlicher Frömmigkeit (vgl. 278) fest überzeugt und bezeugt sie auf Schritt und Tritt. Daraus ist als „Grundmuster“ (11) u.a. zu lernen: Wo persönliches Beten verkümmert oder erstirbt, da ist das liturgische Beten auch bald am Ende (59). Die Gebetsanliegen des Volkes in der Sonntagsmesse wie im Stundengebet finden (auch) daher sein großes Interesse. Der Volksfrömmigkeit außerhalb der Liturgie steht F. nicht ablehnend gegenüber. Die Mischung „liturgiefeindlicher“, aber durchaus auch „liturgieergänzender“ und „liturgieverwandter“ Formen macht ein Urteil nicht leicht; jedenfalls gibt es Fälle, „in denen ein Urgedanke der Liturgie ... von der Volksfrömmigkeit getreulicher bewahrt worden ist als von der Liturgie selbst“ (57). Christus ist Mitte christlicher Spiritualität. Kann man aber zu ihm oder muss man nicht vielmehr immer *durch* Christus zum Vater beten? Fischer räumt mit verbreiteten Vorurteilen auf und bietet manche Richtigstellung: „Statt dem *per Christum* ein Monopol zuzuschreiben, muß man ... von einer Koexistenz von *ad Christum* und *per Christum* reden.“ (87) Überraschende Einsichten finden sich in einem Kapitel „Jesus, unsere Mutter“ (91–102); dies Motiv patristischer und mittelalterlicher Christusfrömmigkeit habe über die Reformation hinaus Bestand gehabt, erst die Aufklärung brachte es zum Verstummen. Das Stundengebet und sein „Urzusammenhang“ mit der Seelsorge (9; vgl. 216 ff.) nimmt einen breiten Raum in den Überlegungen Fischers ein; Priestern wie „Laien“ bietet er auch dabei wertvollste mystagogische Impulse.

Der Reichtum des Werkes für Wissenschaft und Praxis ist nur anzudeuten; die Palette der Themen ist breit, der Fülle ent-

spricht spirituelle Tiefe. Bei aller Entschiedenheit in der Sache und starkem Willen zur notwendigen Reform bleiben die Ausführungen Fischers immer sachlich, pastoral und theologisch abwägend; abweichende Meinungen verurteilt er nie, korrigiert sie allenfalls behutsam. Die große Chance (freilich auch eine gewisse Grenze) des Buches ist die selbstverständliche Kirchlichkeit, die aus allen Beiträgen spricht. Den Herausgebern ist sehr zu danken, dass sie die weit verstreuten, spirituell ungemein anregenden Arbeiten nun in einem Band zugänglich gemacht haben.

Ulrich Willers

*Gäde, Gerhard:* Seht, das Wort Gottes! Theologische Weihnachtsmeditationen. Sankt Ottilien: EOS-Verlag 2000. 248 S., geb., Bilder, DM 28.–

Ungewöhnliche Meditationen, die einen vertieften Zugang zum Weihnachtsfest eröffnen – ungewöhnlich wie der Titel. Paradoxien lassen aufhorchen und Weihnachten, an dem die Rede ist von dem Wort, das wir „gesehen“ haben (Joh 1,14), lässt neu „aufhorchen“. Dem Autor, Prof. für Dogmatik, gelingt es, in beeindruckender, anspruchsvoller, aber allgemeinverständlicher Weise zu entfalten, was Menschwerdung Gottes bedeutet.

Menschen feiern „alle Jahre wieder“, aber dieses Fest, das wie ein Brennglas das ganze Geheimnis des christlichen Glaubens bündelt, und dessen Inhalt bleiben bei vielen unverständlich.

Das Buch ist geschrieben für Christen und Nicht – Christen, die über den Glauben nachdenken und ihn zugleich vor der Vernunft verantworten möchten. Was bei vielen sog. spirituellen, geistlichen Büchern zum Thema Weihnachten ausgespart ist, wird hier geleistet – theologisch Rechenschaft zu geben: Gott kommt in der Welt nicht vor und kann deshalb nicht einfach erfahren werden (12). Zugang zu Gott ist nicht das Ergebnis tiefer Meditation, wie es einige geistliche Schriftsteller und Lehrer immer wieder behaupten (vgl. z.B. S. Painadath, in: GuL 3/2001, 161ff.); der ferne, den Menschen entzogene Gott sagt sich vielmehr den Menschen zu (17). Die private, verinnerlichte Religiosität, die Sehnsucht nach dem wohlthuenden religiösen Gefühl hingegen haben nichts mit dem christlichen Glauben gemeinsam.

Weihnachten – Licht und Finsternis: das Motiv von Finsternis, Angst, Entfremdung, Beziehungslosigkeit des Menschen wird herausgearbeitet. Der Sinn der Rede von der Erbsünde wird in diesem Zusammenhang deutlich, die Gewissheit der Gemeinschaft mit Gott ist uns nicht angeboren (48). Es ist kein Zufall, wenn das „Licht der Welt“ bei Nacht auf die Welt kommt und die Geburt liturgisch am dunkelsten Tag des Jahres gefeiert wird. Der Mensch erliegt immer wieder dem Trug, sein Leben „selbst zum Leuchten bringen“ zu wollen, er versucht zu glänzen (55). Es ist die Illusion, das Leben bei genügender (incl. religiöser) Anstrengung selbst heil, licht und hell zu machen – das menschliche Grundproblem, sein zu wollen wie Gott. Es wird erläutert, wie Gott „spricht“, obwohl er nicht einfach in der Welt vorkommt. Gottes Wort begegnet als Mensch, als wirklich hörbares, geschichtlich mitmenschliches Wort (70). Die uns vertrauten und fromm klingenden Titel „Heiland“ (soter) und „Herr“ (kyrios) haben brisante, politische Bedeutung, sie bedeuteten damals die Enthronung des Kaisers. Augustus hat „Nachfolger“: Es sind alle jene Kräfte, die uns versklaven können, die uns abhängig machen, der Fortschritt, die Gesetze des Marktes, globalisierte Wirtschaftssysteme. Alles, woran wir unser Herz hängen und es vergöttern, Glaube jedoch ruft in die Entscheidung. Weihnachten – ein dreifaltiges Geschehen (109–117): Der innere Zusammenhang mit dem zentralen christlichen Bekenntnis wird deutlich und vom Autor verständlich dargelegt. Das alte Bekenntnis der Kirche ernst nehmend, dass Christus wahrer Mensch und wahrer Gott ist, wird das Bild von der Jungfrauengeburt nicht als „biologischer Sonderfall“, sondern als Glaubensaussage gedeutet (119–131). In einem eigenen Kapitel wird der Sinn der beiden grossen – Weihnachten umrahmenden – Marienfeste („Empfängnis Mariens ohne Erbsünde“; „Hochfest der Gottesmutter Maria“) erschlossen und oft Missverständenes wird verstehbar (157–171).

Aufschlussreich sind die Ausführungen zum kritischen Potential der Weihnachtsbotschaft, die den Menschen den versklavenden Mächten des Marktes, des kapitalistischen Systems zu entreißen vermag (201–224). Im vorletzten Kapitel „Erscheinung des Herrn“

findet sich zugleich ein Kurzbeitrag zur pluralistischen Religionstheologie, insofern sich in Jesus die Verheißungen aller Religionen endgültig bewahrheiten. Wer diese Meditationen „denkend“ liest, wird sie mit grossem Gewinn, theologisch und geistlich, nach der Weihnachtszeit wieder aus der Hand legen.

Reinhold Haas SJ

*Scholl, Norbert: Mein Bruder Jeshua. Erinnerungen des Jakobus an die Zeit in Galiläa und Jerusalem. Münster, Hamburg, London: LIT-Verlag 2000. 217 S., DM 29,80*

Jede Generation muß ihr Jesusbild neu suchen, poetisch theologisch, pastoral, auch sprachlich. Poeten schreiben meist aus einer Verletzung, einem Suchtrieb, aus dem Bedürfnis persönlicher Begegnung. Sie wollen ihre Beziehung zu dem Genannten klären. Theologen denken an die Präsentation ihres Wissens, Pastoren an die Verkündigung des Glaubens. Norbert Scholl, katholischer Theologieprofessor in Heidelberg, stellt sich in „Mein Bruder Jeshua“ nicht als „Poet“, aber als Erzähler vor. Jesus ist im zwanzigsten Jahrhundert aus den unterschiedlichsten Perspektiven dargestellt worden: aus der Sicht des Pilatus (wiederholt), eines frommen Juden (Nikodemus), eines flüchtigen Juden (Ahasver), aus der Sicht des Paulus, des Timotheus, des Judas, des Barabbas, aus der Sehweise eines religiös interessierten Hellenen, zuletzt auch aus der Perspektive einer Frau (Maria Magdalena).

Von Jugend auf beschäftigte Scholl die Frage, wie Jesus von seinen nächsten Angehörigen erfahren wurde, wie sie auf seine Person reagierten, seine Botschaft ertrugen. Er hat sich Jakobus, den jüngsten der Brüder Jeshuas, für seine Darstellung gewählt. Jakobus ist nicht Vetter, sondern Jeshuas leiblicher Bruder. Scholls „Erinnerungen des Jakobus“ (Untertitel) berichten von Jeshuas Auftreten in Galiläa, von seiner öffentlichen Rede, seiner Hinrichtung in Jerusalem, von der Ostererfahrung der Jünger. Diese wird auch dem leiblichen Bruder zuteil. Sie bewirkt, daß er sich von jetzt an für die „Sache Jesu“ nicht nur interessiert, sondern entscheidet. Die in Jerusalem verbliebenen und die zurückgekehrten „Nazoräer“ formieren sich zu einer Gemeinde. Nach dem Weggang des Petrus wird der „Herbruder“ Jakobus ihr Vorsteher.

Scholl fabuliert nicht aus dem Subjektiven. Er hat sich mit der lokalen Umwelt, der sozialen Geschichte des Landes, den Bedingungen eines messianischen Auftretens unter römischer Besatzung und widerstreitenden jüdischen Interessen beschäftigt. Was bedeutete die nahe hellenistische Stadt Sepphoris für den in Nazareth heranwachsenden Jeshua? Was bewirkte dessen späte, schmerzliche Trennung von der Familie? Welcher religiösen Gruppe stand er geistig nahe? (Den Pharisäern, mit denen er so heftig stritt, um die eigene Differenz zu markieren). Scholl entwickelt aus exegetischem Wissen eine Linie des Verstehens. Er erarbeitet eine Plausibilität, die Befremden auslöst, Schock einschließt, Auseinandersetzung fordert. Darin liegt der Nutzen für den zeitgenössischen Leser, dass er in dem Erzählten und in den Reflexionen eigene Fragen findet. Sprachlich erscheint Scholls Jakobus als ziemlich moderner Galiläer. Öfters argumentiert er wie ein deutscher Professor. Während die meisten Jesusromane mit Passion und Auferstehung schließen, widmet Scholl fast die Hälfte seiner Erzählkapitel den Fragen der Hinterbliebenen. *Wer war Jeshua?* Was hat er bewirkt, was nicht? Wie kommt es, dass der Hingegangene gegenwärtig ist? Was erwartet er von seinen Jüngern? Anschaulich berichtet und begründet Scholl den Weg der Gemeindegründung in Jerusalem Aus dem hellenistischen Umfeld taucht plötzlich ein Stephanus auf. Unerhört hellsehtig und provozierend stellt er den jüdischen Opferkult in Frage. So deutlich war das innere Ende des Tempelkultes keinem der Beschnittenen unter den Nazoräern in den Sinn gekommen.

Die Schilderungen des Jakobus verwerten exegetisches Wissen. Manchmal hätte man dem Erzähler mehr archaisches Bewusstsein gewünscht. Jakobus will „kompetente Auskunft“, er apostrophiert Jeshuas „auffallend authentische Lehre“. Wenn das Obergemach den Freunden in Jerusalem „kostenlos zur Verfügung gestellt“ wurde, entspricht das mehr heutiger Rede. Auf einige „letztlich“, „endlich“ und „allerdings“ könnte man verzichten. Im Fortgang der Erzählung (in 43 Kapiteln gegliedert) wird immer häufiger die „Sache Jesu“ ins Feld geführt. Das markante Wort betont, vielleicht zu schlagwortartig, unser heutiges Denken. Eine Reihe eindrücklicher dem Gesangbuch nicht bekannte, biblische Gebete sind wahre Fundstücke. „Mein Bruder

Jeshua“ verbindet Eigenschaften des Sachbuchs mit fortlaufender Erzählung (Roman). Hinweise in den Anmerkungen führen den theologisch Interessierten weiter. Scholls Jesusbuch ist für den persönlichen und katechetischen Gebrauch hilfreich.

*Paul Konrad Kurz*

*Hooker, Morna D.:* Biblische Ouverturen. Würzburg: Echter 1999. 93 S., brosch., DM 19,80

Will man wissen, was in einer aktuellen Publikation an Information beinhaltet ist, so erfährt man dies neben dem Buchtitel aus dem Klappentext, dem Vorwort, dem Inhaltsverzeichnis und der Einleitung. In der Antike war das anders: Die Hintergrundinformationen wurden in einem einleitenden Abschnitt verpackt – der Ouverture (frz. „Eröffnung“) gleich, die als Instrumentalvorspiel ein Bühnenwerk oder ein Oratorium eröffnet.

Auch die vier Evangelisten sind so verfahren und haben in den ersten Kapiteln Informationen zur Thematik und ihrem Verständnis und zum Ausgang der Geschichte gegeben – jeder auf ganz unterschiedliche Weise. Und hier kommt noch etwas hinzu: Die Evangelien wurden zum Anhören niedergeschrieben, denn wer konnte sich damals schon ein Buch leisten, das noch dazu langsam von Hand geschrieben werden musste? Und etwas Gehörtes wirkt immer anders als etwas selbst Gelesenes. Man kann nicht zurück- oder vorblättern, sondern muss sich konzentrieren. Deshalb ist eine gute Einführung unbedingt notwendig.

Die Darstellung der Geschichte Jesu ist bei den drei ersten Evangelisten, Markus, Matthäus und Lukas, sehr ähnlich. Nur in ihren Einleitungen sind sie verschieden: Hier betont jeder Evangelist die Themen, die ihm wichtig sind, und er weist auf Punkte hin, die der Leser beachten soll: „Dramatisch: Markus 1,1–13“: Das Markus-Evangelium gleicht im Aufbau den zeitgenössischen griechischen Dramen. Galt die erste Hälfte der Wirkung, die von Jesus durch seine Lehren und Wunder auf die Menschen ausging, so gilt in der zweiten Hälfte alle Aufmerksamkeit Jesu bevorstehendem Leiden. – „Prophetisch: Matthäus 1–2“: Das Matthäus-Evangelium liest sich wie ein sorgfältig aufgebautes Lehrbuch. Das Motiv von Jesus als dem großen Lehrer zieht sich

durch das ganze Evangelium. – „Geistlich: Lukas 1–2“: Lukas legt großen Wert darauf, dass im Wirken Jesu und dem seiner Nachfolger der Heilige Geist am Werk ist.

„Herrlich: Johannes 1,1–18“: Während die ersten drei Evangelisten erzählend in die Thematik einführen, bietet Johannes dagegen fundierte Theologie: „Am Anfang war das Wort.“ Mit diesem Schlüssel versteht man sein Evangelium. Das „Wort“ hat im Anbeginn der Zeit und durch die Geschichte gesprochen, bevor es in der Person Jesu Fleisch geworden ist: Jesu Worte und seine Werke sind das Werk von Gott selbst.

Die Autorin hat im vorliegenden Band ihre vier Vorlesungen über die Bedeutung der Anfänge der Evangelien publiziert. Zum einen hat sie damit eine wahre „Gebrauchsanweisung“ gegeben. Zum anderen hat sie verdeutlicht, wie doch dasselbe Thema – das Leben Jesu – auf verschiedene Weise aus der Sicht des jeweiligen Verfassers gesehen werden soll. Die dargebrachten „Biblischen Ouverturen“ regen an, wieder einmal die Bibel zur Hand zu nehmen und die Evangelien vor diesem Hintergrund (neu) zu erfahren.

*Rita Haub*

*Berger, Klaus:* Kann man auch ohne Kirche glauben? Gütersloh: Quell 2000. 230 S., brosch., DM 29,80.

Der kath. Neutestamentler an der ev. Fakultät in Heidelberg präsentiert erneut ein aus Vorträgen, persönlichen Beobachtungen, Begegnungen und profundem Sachkenntnis organisch zusammengewachsenes Buch zu einem aktuellen Thema. Wie auch in seinen anderen, für eine breite Öffentlichkeit gedachten Büchern gleicher Aufmachung geht Berger sein Thema in überraschender und origineller Weise an. Er präsentiert seine exegetisch-dogmatische Anleitung zum Verständnis dafür, daß zu Gottes Offenbarung in Christus die Kirche wesentlich dazugehört, in einer von der Bilderwelt des NT und der kirchlichen Tradition (Spiritualität, Liturgie) inspirierten Sprache. Er visiert eine pastorale Programmatik zur Überwindung der Kirchenkrise an, die nicht primär in kirchlichen Planungsbüros entworfen und von der Pfarreorganisation verwirklicht werden könne. Es seien religiöse Zentren, geistliche Bewegungen und charismatische Einzelpersonen, die



genügend Ausstrahlungskraft besitzen, um der Kirche eine neue Chance zu eröffnen. Dafür würden die in Deutschland leider oft ungenutzt gebliebenen Erfolge der Gemeinschaft von Taizé sprechen, aber auch die von vielen Klöstern angebotenen Tage der Einkehr für das gestreßte Management. Religiöse Erfahrung, nicht die Organisation sei gefragt.

Immer wieder bezieht B. in provozierender Weise Position; Denkverbote der „ecclesiastical correctness“ schiebt er souverän beiseite. Er weiß, daß in der kirchlichen Gegenwart nicht nivellierende Anpassung, sondern ein markantes Profil not tut, durchaus auch im Bereich der Ökumene: Einer ev.-kath. Interkommunion, die nicht die sichtbare Einheit der Kirche ausdrückt, erteilt er eine Absage; er bittet die ev. Seite, von voreiligen Einladungen der kath. Seite zum Empfang des Abendmahls abzusehen. Den ev. Leser provozierte er mit dem Vorschlag, in Sachen Liturgie schöpferisch an die Zeit vor 1730 anzuknüpfen. Nicht, als ob damals die Welt noch heil und in Ordnung gewesen sei - aber z.B. die Abschaffung der Pfarrerstracht, der Engel- und Marienfeste, des Kreuzzeichens und der Ohrenbeichte sowie die Reduktion des Glaubens auf bloße Innerlichkeit zur Hebung der Moral hätten das vom Judentum ererbte liturgisch-sinnliche Erleben des Glaubens innerhalb der Kirche gefährlich unterdrückt. Das Ausweichen in außerkirchliche Religiosität und Kulte

enttarne die kirchlichen Defizite. Das Verlorene gelte es in modifizierter Form neu zu entdecken. Die kath. Kirche sieht B. in einer ebenfalls nicht schmeichelhaften Lage. Die Desorientierung bei Pfarrern sei groß. Man setze z.B. auf permanente Änderungen und erzwungene Spontaneität im Liturgischen und verrate dabei mitunter die besten Traditionen, die von der rituellen Wiederholung leben. Von vielen Tagungen weiß B., daß man nach langen, mühsamen Einzelgesprächen manche Vorurteile gegenüber der Kirche abbauen kann. Man fühle sich dennoch auf verlorenem Posten, weil man sehr oft im Gespräch erfährt, daß der Seelsorger vor Ort nicht als kompetent wahrgenommen wird und das begonnene Gespräch nicht fortsetzen könnte. B. fordert daher eine stärkere theologische und seelsorgliche Qualifizierung kirchlicher Mitarbeiter.

Kurzum, B. ruft die Kirchen zurück zu ihren ureigensten Sachen, erteilt jedem Purismus eine klare Absage und empfiehlt, das anzubieten, was man sonst nirgendwo finden kann: eine umfassende Beheimatung in der Nähe der Königsherrschaft Gottes. Nur dem äußeren Anschein nach wirken daher manche Ratschläge B.s „reaktionär“. Ihm geht es um ein selbstbewußtes Wuchern der Kirche mit ihren vom Kyrios empfangenen Talenten, die man oft genug vergräbt, statt mit ihnen Kapital zu schlagen zugunsten der Menschen.

*Michael Schulz*

## In Geist und Leben 6–2001 schrieben:

*Eva-Maria Faber*, geb. 1964, Dr. theol., Professorin für Dogmatik und Fundamentaltheologie in Chur (Schweiz).

*Elmar Gruber*, geb. 1931, Pfarrer, praktische Religionspädagogik, Spiritualität. – Betrachtungsbücher, Gebete, Meditationen.

*Andreas Hoffmann*, geb. 1965, verh., evangel. Pfarrer, Dipl.-Kunststudium in München. – Stadtkirchenarbeit Museumsufer und freischaffender Künstler in Frankfurt.

*Konrad Huber*, geb. 1965, verh., Dr. theol., Assistenzprofessor für Neutestam. Bibelwissenschaft in Innsbruck. – Markus, Christologie der Evangelien, Offenbarung des Johannes, Hermeneutik.

*Paul Konrad Kurz*, geb. 1927, verh., Dr. phil., Schriftsteller. – Literatur und Religion, Literaturkritik und Lyrik, Herausgeber, Vortragstätigkeit, Rundfunk-Sendungen.

*Bernhard Maurer*, geb. 1929, verh., Dr. theol., Professor em., systematische Theologie und Religionspädagogik. – Ökumenische Theologie, Spiritualität, Mystik, Meditation.

*Josef Schmidt SJ*, geb. 1946, Dr. phil., Professor für Philosophie. – Grenzgebiete zwischen Philosophie und Theologie, Literatur, Bibel, Kunstgeschichte.

*Michael Sievernich SJ*, geb. 1945, Dr. theol., Professor für Pastoraltheologie an der Phil. – Theol. Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt. – Missionstheologie.